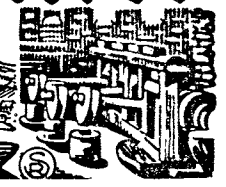


Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 7 — Sonntag, den 16. Februar 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Kleine Bilder von einer winterlichen Erzgebirgsfahrt

Von Konrad Haumann.

1. Felsenblick ins verschneite Waldtal (Ragenstein). Von Pöbershau bin ich den steilen Schneehang emporgestiegen und eingetaucht in das Schweigen des schneepunkenden Bergwaldes. An einer Wegkreuzung wird der weiße Waldpfad von festlicher Pracht von grünlich strahlender Sonne überflutet. Dann stehe ich auf der tiefverschneiten Felsen-

kanzel und erschau ein Bild romantikerfüllter Winterschönheit, wie es selten ist. Unter tiefblau leuchtendem Himmel formt sich der steile von Silberwald behängte Felsenfessel, in dessen Tiefe, jetzt von Eis gebannt, der Gebirgsfluß sich windet. Das

blendende Schneeweiß, das leuchtende Himmelblau, die silberne Tannengotik, die feierliche Stille, die grauliche Tiefe — das alles formt sich zu unvergeßlichem Eindruck. Noch einen letzten langen Blick — dann geht es in langen Sägen durch den spurlosen Schneewald ins tiefe Tal hinunter.

2. Einsames, winterliches Tal. (Pockautal.) Ein Stündlein währt nun schon das Stapfen durch den lockeren Neuschnee im einsamen Waldtal. Und noch immer nicht hat das Auge genug an der Pracht der wunderbaren Schneegenerie. Sonne liegt in grellem Glanz hinter dem weißen Fichtenkamm und schüttet grüngleifendes Märchenlicht über den Hang. Kein Laut stört die feierliche Stille des Tales. Da knackt es im Wald und ein Rudel Rehe springt durch den tiefen Schnee des Waldes. Dann wird wieder Totenstille um die Schneefichten, die wie ernste Wächter stehen in diesem Tal des weißen Schweigens. Als das Tal sich verbreitert, deckt dicker, unberührter Schnee die Wiesen und der Talweg mündet bald in die vom Schneepflug gesäuberte Straße.

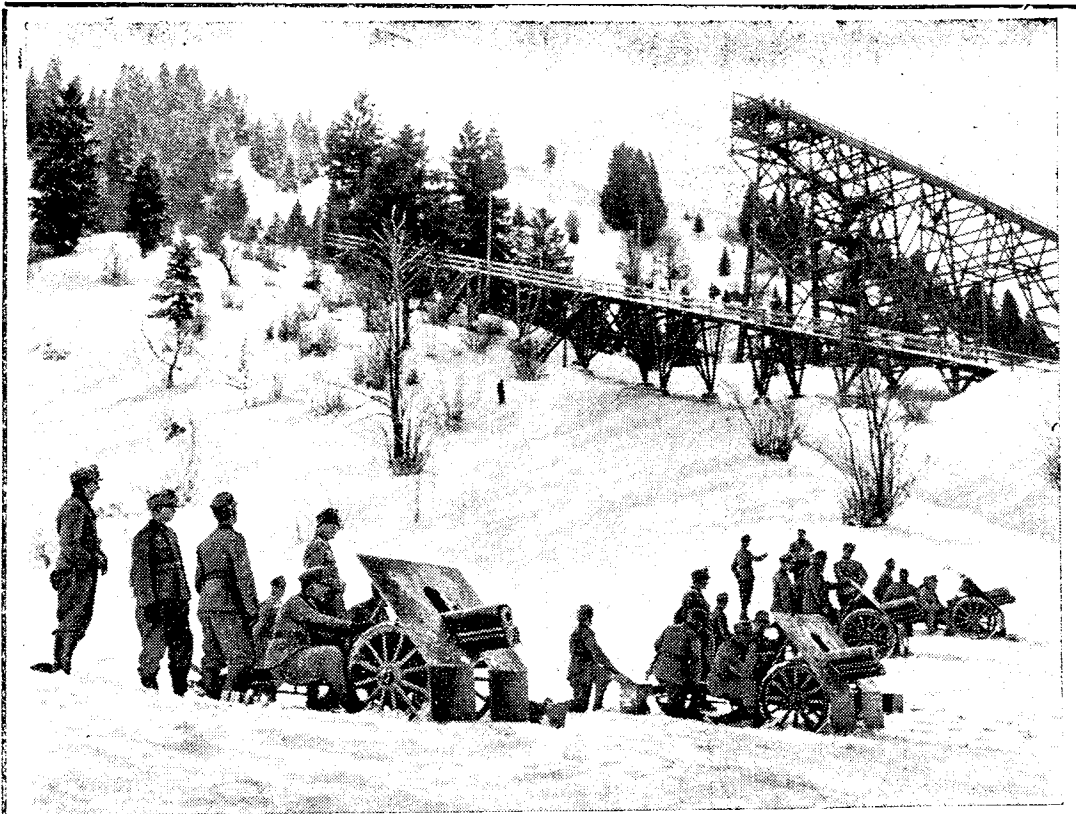
3. Winterabenddämmerung im Dorf (Rühnhaide). Zum Marmorboden werden die weiten Schneewiesen, in denen die zerstreuten Hüttengruppen stehen, umfränzt von silberstarem Wald im weiten Rund. Friedlich steigt Herdrauch über die Dächer. Buben und Mädels in dicken Wollmützen beschäftigen sich mit Rodel und Schneeschuh auf der Dorfsstraße.

Ein flotter Pferdechlitten klingelt vorüber. Frauen und Mädchen kommen mit Einkaufstaschen daher. Vor den Hütten hängt froststarre Wäsche. Die Säge einer Sägemühle kreischt. Klingeln der Dorflädchen schepfern. Dann klammern traulich ertöte Väter auf.

4. Morgendlicher Winterwald (Reichenbach). Schneegrauer Himmel hängt schneeräutig über dem trüben Morgen. Hinter der letzten Hütte harret der Hochwald. Die ernsten Hochwaldfichten stehen wie strenge

Wächter im Reich der Wintermärchen. Wundervollen Schneepunk haben die spaltbildenden Fichten übergeworfen. Inmitten der weißen, toten Waldpracht kommt sich der Wanderer vor wie Häschen im weißen Zauberwald.

5. Blick ins weiße Land! (Hirtstein.) Fast mühselos ist der Aufstieg durch den stillen schneeverzauberten Bergwald zum Gipfel des basaltigen Berges. Nun stehe ich auf festem Grund beim Berghaus und schaue beglückt über das weiße Gebirgsland, das von einem Himmel bedeckt wird, der aus dem Gelbgrauen ins Mattweiße und Graublau hinüberspielt. Silberstarr wogen da meilenweite Wälder, da liegen leuchtend verschneite Bergwiesen und imposante Berge umfränzen den Horizont vom Hahberg bis zum Fichtelberg und Böhlsberg. Dörfer lugen versteckt aus dem Wald, eine Kirche



Die Salubatterie des Heeres in Garmisch-Partenkirchen.

Während des Einmarsches der Nationen schob am Gudiberg in der Höhe der Olympiastadion eine Gebirgsbatterie des Heeres Salut.

grüßt still von Berghöhe, der Rauch einer Lokomotive dampft aus dem Wald und am Fuße des Berges liegt inmitten des sanften Schneehanges ein Dorf (Sagung), das mit seinen steilen Schneedächern um die behäbige Dorfkirche gezwängt ist wie ein Spielschachtelhausen. Dann beginnt es fachte zu schneien und die fernen Berghäupter versinken in Schneewehen.

6. Im Bergstädtchen. (Töhlstadt.) Ueber 100 Meter klettern die Hüttenreihen aus dem Schwarzwaßertal empor. Von den glatten Schieferdächern ist der Schnee herabgerutscht auf die Gassen, wo er nun in dicken Haufen liegt. Ganz oben reihen

sich die Hütten um das Marktvierel. Da rieselt in dem hohen, zerwühlten Schnee ein feines Springbrunnlein und baut sich eine immer höher wachsende Eispypiramide aus grünblauem Eis. Wintermärchen auf dem Marktplatz! Die steilen Berggassen hat indeß der liebe Gott zu keinem andern Zweck so geschaffen, damit die Jugend fein rodeln kann. Gleich hinterm Markt beginnt die schneevergrabene Hochfläche und im weiten Rund klettern die Wälder empor zum Erzgebirgskamm und seinen Trabanten. Das Auge schweift abschiednehmend über strahlenden Gebirgswinter!

Nooch'n Feiero hmd

's neie Dienstmad'l

Von Laura Herberger, Buchholz.

De Fraa Forstmastr'n in N. hat e neis Dienstmad'l kriegt, dos jehr energisch war.

Nach Forsthaus wuhnet e reich'r Gutsbesitz'r. E gruht Zaun trennet die zwä Häu'r von enann'r. Nekt weit vun dann Zaun befand sich de Wass'rplump iürsch Forsthaus. Wie nu dos neie Mad'l 's arichte mol Wass'r huhlet, (se war weit herkomme un aricht geng Ohmd eigetroffen) härt se off amehl e menschliche Stimm ziemlich laut ganz in ihrer Näh: „Gicks, Gicks!“

„Uha“, denkt se, „da will mich so ein ungezogener Bursche erschrecken“, obr do kam 'r an de Nachte. „Sie ungezogener Bursche, schämen Sie sich, mich erschrecken zu wollen; ich werde es dem Herrn Forstmeister melden!“ Un wie zum „Dori“ rufet die Schlimm noch emohl: „Gicks, Gicks!“

Do lief dos Madl, wos se konnt, nei ins Haus un kloppet ben ihrn Herrn aa; wie dr Harr Forstmastr „Herein“ gerufft hat, jacht dos neie Dienstmad'l ganz aufgereggt: „Bitte Herr Forstmeister, kommen Sie doch gleich mal an den Zaun herüber, wo die Wasserplumpe ist, dort hat sich ein ungezogener Bursche versteckt, der mich erschrecken will. Der hat schon zweimal gerufen: „Gicks, Gicks“. Un wie se ahm bei dr Wass'rplump schlandn, ruffels wied'r: „Gicks, Gicks!“

Do schlug dr Forstmastr e gruht Lach auf un indam 'r dann Madl de Hand off de Schulk'r leget, jacht 'r, dosmol hält se sich getäuscht: dos wär ká Bursch, dar sie hält drischradn wolln; dos wär ne Nachbar Gutsbesitzer sei gruht'r, fremd'r Buzel, dar gar nekt weit vom Zaun in en Drohhans säß un dos wär sei Stimm, die se gehärt hält. Se sollt sich dan Buzel bei Tog nár emohl asah.

Dos hot dos Madl aa gefaa un nu kunnt dar Buzel esu oft „gicksn“ wie 'r wollt, nu freuet se sich esu gar drüber.

Dr Aufruhr im Hühnerstall

Von Laura Herberger, Buchholz.

„Guffel“, jacht de Preißig-Emile zu ihrer Nachbarn, „fog mirsch nár, wos ich ahgab, doß ich die vieln Flieg'n aus men Hüh'n'stall raus breng! Drinne siehts vir Flieg'n richtig schwarz aus.“

„Nu,“ mahnet dodrauf 's Guffel, „dos is doch nekt se wer, do hängt de ahm e paar Schtraßn Leimpapier nei, do warichte bal' Ruh hoorn.“

Dos machet nu de Emile; nooch e paar Tong gieht off amohl früh e Geichrei in dann Hüh'n'stall lus, dos mr hält' denken kenne, 's wär e Fuchs unn'r dos Hüh'n'volk neigefahrn.

De Emile rennet ze geleichn Flüh'n (sehr schnell) in dan Hüh'n'stall un wos mußt se do drblicken? E gruht Henn fog w'e wiid in dan Stall imhar un an ihrn Karp'r bieng e lang'r Schwanz dra, dan die arme Henn mit ihrn wildn Sie- un Harstiegn runn'richütteln wollt. Die Henn war früh ewing geschwind von ihrn Schlang'l runn'r an dos früche Leimpapier na geichsien un weils de Emile nekt richtig fest aufgehängt hat, warich lusgefahrn un hat sich nu wie e Klatt (Klette) an dr Henn ihre Fad'n festgehängt. Durch ihr Geichrei un dos Imharstiegn mit dan lange Schwanz warn aa die ann'r'n Hüh'n'r in Aufruhr gerotn, un schtüzeln förmlich in dan Winkeln, wu se Schuß geucht hatln, über enann'r wag.

De Emile konnt die wildgewordne Henn nekt drwüch; se mußt warin, bis ihr Maa ze Mittig ehamm kam, dar die arme Henn von ihrn W'hängiel befreiet. 's mußt freilich e hülich paar Fadn miet waggeschnielen warn.

Die arme Henn' blieb e ganze Schund lang off ihrn Schtangel sihn, eiu hat se sich ohgeheht. De Emile hat ahm dan Zahl'r gemacht, dos Leimpapier ze weit na bei dan Hüh'n'r schtangel aufzuhänge. Nu wurich in de entgegengesetzte Eck gehängt. Dr Mensch larnt ahm net aus. — —

Die Wolfner Mühle in stiller Winterpracht

Wer kennt nicht die freundliche Einkehrstätte im stillen Waldtal der Mittweida. Wie ein verträumtes Schloß König Winters liegt sie jetzt eingebettet in den verschneiten Bergen unseres Erzgebirges. Freilich in diesem Jahr hat die Märchenpracht des Winters recht lange auf sich warten lassen und fast hatten wirs schon ganz aufgegeben, an den Einzug des Winters noch zu glauben.

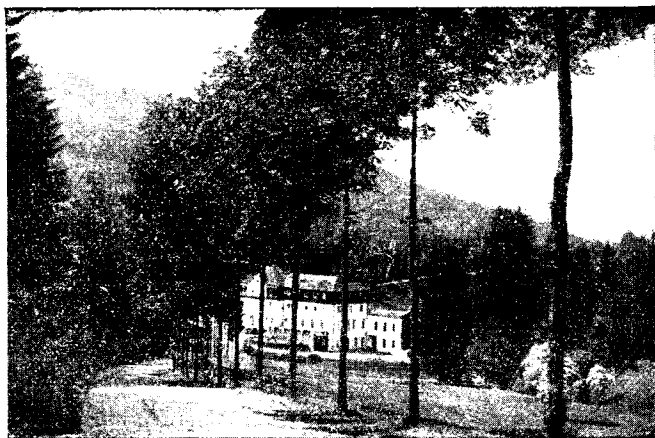
Dem Februar erst war es vergönnt, mit den Federn der Frau Hölle ein lustiges Spiel zu treiben und nun hat er sich ein Gutes getan und just ins Mittweidatal der Flocken ganze Fülle ausgeschüttet, sodaß die Fichten schwer ihre Zweige unter der



WOLFNER MÜHLE.

weißen Last neigen und über die Hänge und Berge ein weißer Hermelin sich breitet. Das ist just nun die rechte Zeit, mit Ski und Rodel sich auf den Weg zu machen in unser Erzgebirge, um endlich den Winter zu genießen, der so lange diesmal auf sich warten ließ. Deshalb möchten auch wir in unseren Erzgebirgischen Heimatblättern den Leser nah und fern mit unseren Bildern Anreiz geben, das schöne Mittweidatal in unserem Erzgebirge aufzusuchen und das wundervolle Sportgelände zu nützen, welches sich gerade hier um die Wolfner Mühle herum den Sportlern bietet. Wenn dann nach froher Fahrt die Sport-

ler mit hochroten Wangen aus den Wäldern durch das stille Tal, welches sich von der Ragensteiner Brücke herzieht, heimwärts zu wandern, steht just am Weg das freundliche Gasthaus, die „Wolfner Mühle“. Der Kirchliche Bezirksverband Chemnitz Stadt hat das Haus wieder in seine Obhut genommen. Ein großer Autoplatz ist angelegt, sodaß für Autobesitzer günstige Gelegenheit zum Parken geboten ist. Blickebauber sieht es in den Gasträumen und in den Stuben aus, so daß es eine Lust ist, hier — wenn möglich — auch einmal länger zu verweilen. Urlaub im Winter — hier kann man ihn verbringen, erwirbt man sich doch durch solchen frohen Aufenthalt in den winterlichen Bergen unseres Erzgebirges das hohe Gut: die Gesundheit. Das Gelände um die Wolfner Mühle ist für den Sport besonders geeignet, weil wir eben Hänge in allen Lagen finden, sodaß der Anfänger sich hier ebenso üben kann, wie der kundige und erfahrene Skiläufer, der hier in den Waldungen am Fuße des Fichtelberges ein Idealgebiet zur Ausübung seines Sportes findet. Zweck und Ziel unserer Werbung wären nun erreicht, wenn eben aus nah und fern recht viele Freunde des Wintersportes in das stille Waldtal der Mittweida zögen, um Erholung zu finden im Reiche König Winters, als welches sich unser Erzgebirge in diesen winterlichen Februartagen in seiner ganzen Pracht und Schönheit zeigt. S.



Im Anschluß an unsere Zeilen wird uns noch Folgendes geschrieben:

Die im Jahre 1926 von den Chemnitzer Kirchgemeinden erworbene und ursprünglich zu einem Erholungsheim für die weibliche Jugend ausgebauten Wolfner-Mühle ist in Chemnitzer Kreisen weithin bekannt und gilt wegen ihrer ganz besonders schönen Lage als ein gern aufgesuchtes Wander- und Reiseziel. Von herrlichen Nadelwäldern umgeben (Crottendorfer Staatsforst) liegt sie im stillen Tal der Großen Mittweida am Wege nach Sachsens höchstem Berg, dem Fichtelberg, der in 2½stündiger Wanderung leicht zu erreichen ist. Durch die vorgelagerten Berge ist sie vor rauhen Winden geschützt und von drei Seiten kann die Sonne auf das Erholungsheim strahlen, sodaß es mit Recht den Namen das „Haus der Sonne“ trägt. In reiner Gebirgsluft können im Sommer wie im Winter müde, abgspannte Menschen die rechte Erholung und Ruhe finden. Für Wanderer und die Jugend bieten sich viel Möglichkeiten zu herrlichen Wanderungen nach dem Erzgebirgskamm und durch die Täler der Großen und Kleinen Mittweida. Durch all diese Vorzüge hat sich die Wolfner Mühle den Ruf und Ruhm einer einzigartigen Lage und Schönheit erworben.

Das Heim selbst trägt aber auch in seiner Einrichtung dazu bei, den Aufenthalt angenehm und behaglich zu gestalten. Außer zwei kleinen Gasträumen, die dem Durchgangsverkehr dienen und dem Heimbetrieb entgegen liegen, einer schönen, großen lichtreichen Küche, einem Geschäftszimmer mit Telefonanschluß (Scheibenberg Nr. 79) fesseln noch 2 große Räume, der durch seine hellen Farben und seine charakteristischen Beleuchtungs-

arme außerordentlich freundlich wirkende Tagesraum und der große Speisesaal. In den beiden Obergeschossen liegen 29 Zimmer mit 70 Betten. Diese Zimmer, alle, wie auch die Tagesräume im Erdgeschoß, sind an eine Niederdruckdampfheizung angeschlossen und mit fließendem Wasser ausgestattet, sind hell und freundlich, nicht modern überladen, aber gerade durch ihre schlichte Einfachheit wirkend und gewinnend.

Im Hause selbst erwartet den Heimgast ein ebenso christlicher wie fröhlich-freier Ton. Eine feste Hausordnung (mit Andacht am Abend) sorgt dabei für den regelmäßigen Wechsel der Mahl-



zeiten. Das Erholungsheim, das bisher von dem rührigen Ehepaar Strohbach geleitet worden ist, wird seit Ende November von dem Ehepaar Bag, das die Wirtschaftsleitung der Wolfner Mühle vom Bezirkskirchenverband Chemnitz übertragen bekommen und bereits vorher mehrere christliche Erholungshäuser in Thüringen und Württemberg geleitet hat, verwaltet. Herr und Frau Bag werden es sich sehr angelegen sein lassen, der Jugend ebenso sehr wie den Heimpensionären durch freundliches, zuvorkommendes Wesen und durch Sorgfalt in der Bereitung der Speisen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu



gestalten. Gerade an den stillen Winterabenden kann die Wolfner Mühle Erholungsuchenden oder für Rüstzeiten sehr empfohlen werden. Die Winterlandschaft ist dort einzigartig schön.

In aller Kürze sollen folgende Zufahrtswege nach der Wolfner Mühle genannt werden: Chemnitz—Crottendorf (Autobus), Chemnitz—Annaberg—Scheibenberg—Mittweida—Markersbach (Autobus), Chemnitz—Aue—Schwarzenberg—Mittweida—Markersbach (Bahn), Chemnitz—Annaberg—Scheibenberg—Mittweida—Markersbach (Bahn), Leipzig—Werdau—Zwickau—Mittweida—Markersbach (Bahn), Dresden—Annaberg—Mittweida—Markersbach (Bahn oder Auto).

Uble,

Johann August Sutter

Kaiser von Kalifornien

Die Geschichte eines deutschen Wildwest-Pioniers / Von B. Krüger.



Ueber die endlose Prärie ziehen starkfrädrige Wagen. Hier und auch sechs Pferde sind davorgespannt. Frauen sitzen auf den Kutschböcken und schwingen die langen Peitschen. Die Männer reiten auf starken Pferden neben der Wagenkolonne, weit voraus reitet der Spähertrupp, und bei ihm befindet sich auch der Kundschafter. Ein großer breitschultriger Mann mit einem wilden Vollbart, Sohn einer Indianerin und eines Franzosen. Er ist in Leder gekleidet, an den Füßen trägt er indianische Mokassins. Seine mächtige Büchse trägt er schußbereit in der Rechten, die Linke führt nachlässig die Zügel.

Eben reitet der Spähertrupp einen kleinen Hügel hinauf und macht Halt. Die drei Männer sehen zurück auf die lange Reihe der Wagen, die sich da hinten durch das hohe Präriegras winden.

Die Sonne steht noch dicht über den fernen blauen Bergen im Westen. Sie zeichnet die langen Schatten der drei Männer in die Ebene. Der Blick findet nach Osten zu keinen Halt, gleitet ins Unendliche und erkennt kaum die feine Strichlinie, wo Prärie und Himmel eins werden. Im Westen steht die Kette der Felsenberge, unbezwingbar, mit schneeigen Häuptern.

„Laß genug sein für heute, Francois; die Frauen werden müde sein. Und — beim großen Zeh Napoleons! — wir dürfen es auch sein, he?“

Der zweite Weiße hat ihm zugestimmt, aber der halbindianische Führer ist nicht einverstanden.

„Wir haben noch zwei kleine Meilen bis zur Gabelung des Blue Rivers, wo wir unser Lager aufschlagen können. Hier bürgte ich nicht für die Sicherheit der mir anvertrauten Personen. Seht ihr dort hinten die Bäume?“

Die beiden Weißen legen die Hand über die Augen und sehen nach Westen. Ruhig gibt ihnen der gestreckte Arm des Halbindianers die Richtung, aber so sehr sich die Weißen auch anstrengen, sie können die Bäume nicht entdecken.

„Hol mich der Henker, ich sehe nichts als Dunst.“

Der Kundschafter lächelt. Rätselhaft sieht es aus, sein Gesicht: verzieht sich nur wenig dabei.

„Der kleine Fluß steigt schon aus seinem Lauf und besucht die Geister des Himmels. Er wird uns Wasser und auch Sicherheit geben, denn an seinem Ufer endet das Gebiet der Indianer. Die Frauen und Kinder müssen noch aushalten.“

„Nun, dann soll er schon recht haben. Reitet voraus, ich werde den Zug um den Hügel bringen.“

Der eine Weiße galoppiert zurück, nachdem er vorher durch Armschwenken die Fahrtrichtung angezeigt hatte. Da schwenkte auch schon der erste Wagen um die beginnende Bodenschwellung.

Der Kundschafter ritt mit dem Weißen nach Westen in die Richtung des Flusses. Sie hielten gut Schritt mit ihren gleich starken Pferden, aber immer wieder sah der Weiße bewundernd

zu seinem Nebenmann hinüber, der so ganz leicht auf dem Pferde saß. Seine mächtige Gestalt wirkte nicht im geringsten plump, die Bewegungen des Kundschafters waren von jener ruhigen Sicherheit, die indianische Waldläufer auszeichnet.

Leise war die Sonne hinter den Bergen verschwunden, noch schossen ihre Strahlen wie feurige Garben gegen den Himmel. Der Himmel legte sein abendliches Kleid in den herrlichen rötlichen Farben an, die erst in der grandiosen Weite wirkten. Tiefviolett streifte sich der niedrige Himmel, während in den Höhen noch ein leichtes Rosa lag.

Halt — der Kundschafter hatte jäh sein Pferd gezügelt. Mit dem rechten Arm, der die Büchse hielt, machte er eine warnende Bewegung gegen seinen Gefährten.

„Ich werde allein vorausgehen. Es sieht nach Gefahr aus.“

Der Kundschafter steigt vom Pferd. Der Weiße nimmt die Zügel in die Hand und macht gleichzeitig sein Gewehr schußfertig. Frisches Pulver schüttet er auf die Pfanne und spannt den Hahn. Das leichte Knacken stört die Stille des Abends, doch es erhält bald Zugzug durch die Geräusche des herankommenden Wagenzuges. Der Weiße dreht sich um und gibt den ersten Reitern ein warnendes Zeichen mit der Büchse. Drei Reiter kommen auf ihn zu.

„Wo ist der indianische Führer?“

„Nach vorn gegangen, die Sache kam ihm nicht geheuer vor. Haltet auf jeden Fall die Schießeißen bereit.“

Im Nu sind die vier Männer schußfertig. Sie haben die Büchse in der Hand und warten der Dinge, die sich ereignen sollen. Hinter ihnen ertönt das lustige Peitschenknallen des Wagenzuges.

Da — die Büchsen gehen in Anschlag — eine Gestalt im hohen Gras.

„Halt, Francois!“

Die Büchsen senken sich, mit lang ausholenden Schritten kommt der Führer zu der Gruppe der Reiter zurück. Sein unbewegliches Gesicht ist um einen Schatten reicher.

„Der Lagerplatz ist frei, aber wir werden nicht allein sein. Die Toten sind unsere Gäste für diese Nacht. Genettes-Indianer haben einen Zug überfallen und alles niedergemacht, die Wagen sind verbrannt. Wir werden ruhig lagern können, denn die Indianer greifen nie ein Lager an, in dem noch die Geister der Erschlagenen leben. Haltet aber Frauen und Kinder innerhalb der Wagen und laßt Männer zum Fluß gehen, um Wasser zu holen.“

In den Gesichtern der weißen Männer spiegelt sich Mitleid. Das Entsetzen hat in ihnen keinen Raum mehr. Sie haben es schon zu oft erlebt. Seit sie den Mississippi hinter sich haben, haben sie es zu oft erfahren. Sie sahen die Ueberreste starker Wagenkolonnen auf der Prärie, noch rauchend und schwelend. Sie sahen die Männer erschossen und skalpiert, die Frauen erstochen. Die Indianer hatten auch ihren Zug umschwärmt, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn sie nicht so stark gewesen wären.

Ruhig reiten zwei der Männer zurück und bereiten die übrigen Pioniere auf das Nachlager vor. Francois reitet mit dem andern Weißen zum Lagerplatz. Sie sehen die letzten Spuren des Gemehels, das hier stand. Es muß vor zwei Wochen gewesen sein.

Der Weiße hat ein Feuer angezündet, um trockenes Holz hat er hier keine Sorge. Die angekokelten Reste der Wagen kommen ihm gerade recht

„Dieses Land kostet Blut. Wenn ichs doch nur nicht gesehen hätte. Wer weiß, ob wir jemals nach Kalifornien kommen?“

Die Wagen sind angekommen und haben sich zum Ring geschlossen. Kleine Feuer flackern auf, die Frauen steigen von den Wagen und denken ans Abendessen. Neugierig klettern die Kinder aus den großen Leinwandzelten heraus, die jeden Wagen bedecken. Die größeren Jungen müßen Holz spalten.

„Los, Willi, geh Wasser holen!“

Eine Frau hat es ihrem Jungen zugerufen, der neugierig in der Nähe des Rundschafters herumsteht, aber schon war ein Mann gekommen und hatte ihr den ledernen Eimer abgenommen.

„Laß gut sein, Madame; heute holen die Männer einmal Wasser.“

Die Frau sieht den Mann groß an, der da ein wenig verlegen vor ihr steht. Sie hat sofort verstanden.

„Wieder einmal?“

Der Mann nickt nur.

„Waren es viel?“

„Scheinen so 16 Wagen gewesen zu sein, und es blieb verdammt wenig von ihnen übrig. Eine gottverdammte Fahrt!“ Der Mann war eingetaucht in das Dunkel. Die Frau faßte sich schnell und ging wieder an ihre Arbeit. Sie sah zu ihrem Jungen hinüber, der da bei der Gruppe der Männer stand, die eine kurze Beratung abhielt. Der Rundschafter erklärte eben den weiteren Weg der Karawane.

„Wir werden in vier Tagen auf den Red River stoßen und seinem Lauf folgen. Wenn alles gut geht, sind wir in vier Wochen in Santa Fé. Von Santa Fé wird euch der mexikanische Mann sicher nach Kalifornien bringen zu Sutter, der euch eine Heimat geben will. Wir kommen jetzt in die großen Berge und werden besser jagen können.“

„Und wann sind wir endlich in diesem verdammten Kalifornien, das der Teufel in seinem Zorn geschaffen zu haben scheint?“

Francois sah zu dem ungeduldrigen Sprecher hinüber. Der Flackerschein des Feuers tanzte in einem noch jugendlichen Gesicht, das auch durch einen ansehnlichen Bart nichts von seiner Frische verlor.

„Wer weiß?“

Die Männer murrten. Die Auskunft genügte ihnen nicht, sie waren nicht umsonst zwei Monate gefahren, um dann zu hören, daß ihre Leiden noch lange nicht zu Ende seien. Sie waren am Tage geritten und hatten des Nachts gewacht. Sie ritten und fuhren der Sonne nach, die da tagtäglich ihre Bahn beschrieb, und sie sahen kein Ende dieser Fahrt.

„Laß gut sein, Beckerath, wenns nicht um Sutter und um Kalifornien wäre, ich hätte bestimmt schon kehrt gemacht. Aber wir dürfen ihn nicht im Stich lassen, er erwartet uns.“

Der Sprecher hatte eine gewisse Beruhigung verbreitet, der Name Sutter war ihnen geläufig und vertraut. Die deutschen Auswanderer waren auf der großen Fahrt über den amerikanischen Kontinent, sie wollten sich in Kalifornien ansiedeln.

Noch führte kein Schienenstrang über diese unendliche Weite und verband den Atlantischen mit dem Stillen Ozean. Prärie

und Felsengebirge waren zu überwinden, und das einzige Verkehrsmittel war der starke Wagen mit dem Leinwanddach, der Prärieschoner. Die Auswanderer hatten sich in Newyork getroffen und auch von dort die Reise angetreten. Zuerst war alles leidlich gegangen, östlich des Mississippi bot die Reise keine Gefahren. Aber der mächtige Vater der Prärie war die Grenze der Zivilisation, von seinem Westufer begann der ständige Kampf um die täglichen Meilen.

Gewaltige Ebenen hatten sich den Kolonisten entgegengestellt, ihre Ueberwindung erforderte alle Kraft. Tagelang waren sie an Flüssen entlang gezogen, ehe sie eine Furt zum Ueberschreiten fanden. Nachts hatten die Männer zwischen den Speichen der Räder gelegen, das Gewehr im Arm, und sie hatten hinaus gestarrt in eine mitleidlose dunkle Nacht, die es den rothäutigen Indianern leicht machte, sich heran zu pikieren. Pfeile waren aus der Dunkelheit herangeschwirrt und hatten ihr Opfer gefunden. Ehe die Kugel ihr Ziel gefunden hatte, waren die Indianer schon wieder verschwunden, als ob die Nacht sie verschluckt hätte.

Und wenn am nächsten Morgen die Karawane weitergefahren war, bezeichnete ein hölzernes Kreuz die Stelle, an der ein Pionier „auf der großen Westfahrt“ sein Leben gelassen hatte.

So waren sie gefahren und gefahren. Zuerst vorbei an gutbestellten Aedern,

die lange bereits in festen Händen waren. Nein, hier im Osten Amerikas gab es kein Land mehr für unternehmungslustige Farmer, im fernen Westen allein lag das große Glück. Dann waren die großen Ströme gekommen und die endlosen nur leicht gemellten Ebenen. Das Land galt nichts, hier wollten sie nicht bleiben. Nur weiter nach Westen, immer nur der Sonne nach.

Jetzt standen sie kurz vor dem Red River, im Westen lag die große Kette der Felsengebirge. Sie mußte überstiegen werden, denn dahinter lag Kalifornien, daß gelobte Land. Wo der Boden alljährlich drei Ernten hergibt und wo die Sonne den ganzen Tag scheint. Wo hohe Berge die rauhen Seewinde des Pazifik abhalten und das ganze Land ein himmlischer Garten zu sein scheint.

Die deutschen Auswanderer dieser Nacht lagen noch ein wenig an den Feuern. Sie rauchten aus ihren kurzen Stummelpfeifen. Die Frauen hatten die Kinder zur Ruhe gebracht und waren ihnen gefolgt, die Männer mußten wachen. Der Rundschafter war nicht unter ihnen, er umkreiste das Lager und suchte nach Zeichen.

Lauflos huschte seine Gestalt durch das hohe Gras. Die Baumgruppe am Fluß stand als schwarze Masse gegen den Himmel, und die kleinen verlöschenden Feuer der Wagenburg bildeten einen roten perligen Kranz. Oben am Himmel waren die weißen Heere der Sterne aufgezoogen und blinkten im raschen Wechsel. Von fern heulte ein Wolf.

Der Rundschafter schien befriedigt. Diese Nacht würde ruhig verlaufen. Er ging auf die Masse der Wagen zu, um sich nun auch zur Ruhe zu begeben, doch bevor er zu den deutschen Männern trat, hielt er noch einen Moment still und sah sich um. Der weite dunkle Bogen der Nacht spannte sich um die Prärie und ließ sie unheimlich erscheinen. Vom Fluß rauschte ein letzter Wind herüber, im Osten standen einige helle Nachtwolken.

(Fortsetzung folgt.)



Ceyennes-Indianer haben einen Zug überfallen und alles niedergemacht, die Wagen sind verbrannt. Zeichnungen C. W. Kieblitz

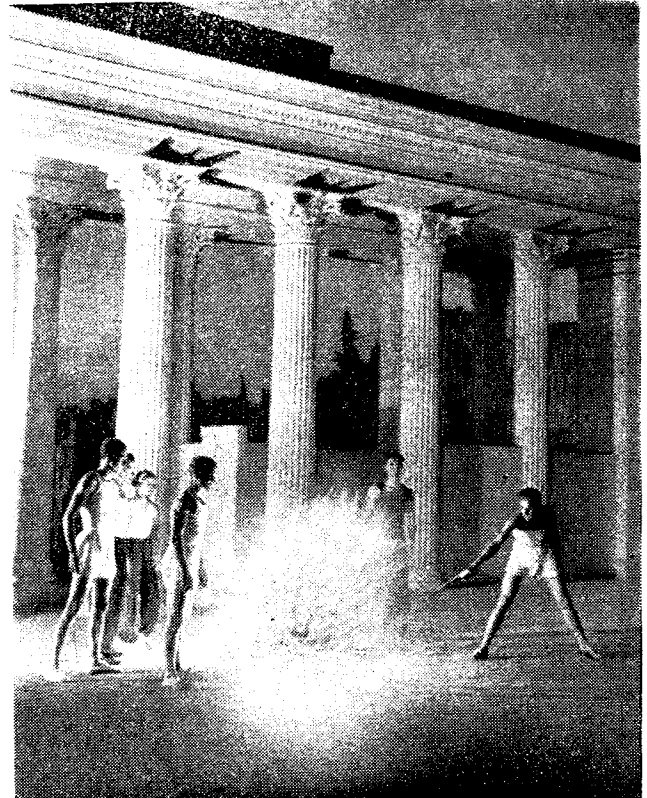
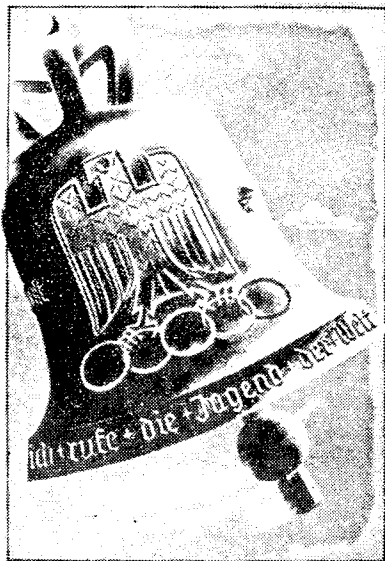
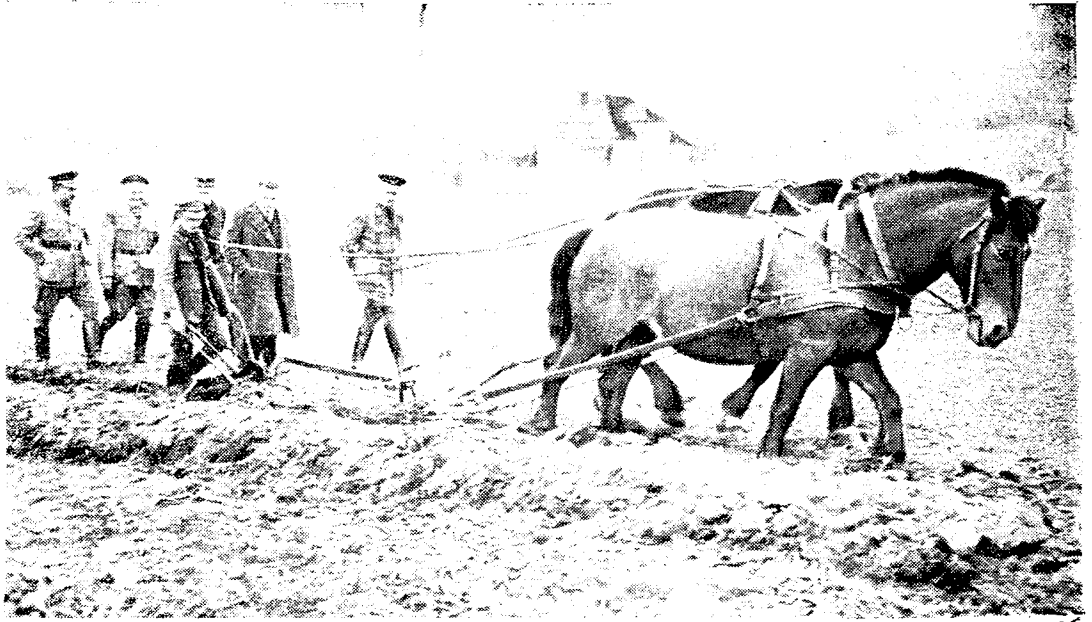
Bilder aus aller Welt

Deutsche Jugend im Leistungskampf

Im Februar trat die deutsche Jugend wieder zu ihrem Reichsberufswettkampf an. Auch die Landjugend wurde erfasst, wie unter nebenstehendes Bild zeigt. Unter den strengen Augen der Prüfungskommission mußte jeder Teilnehmer am Reichsberufswettkampf ein Stück Land umpflügen.
(Presse-Bild-Zentrale, A.)

Ein Olympia- Telegramm-Schmuckblatt

Zu den Olympischen Spielen des Jahres hat die Reichspost für den Telegrammverkehr das in der Mitte links abgebildete Schmuckblatt erscheinen lassen, das nach einem Entwurf des Malers und Graphikers Otto Stanzig angefertigt wurde. Es gelangt zunächst in der Zeit vom 3. bis 22. Februar in Garmisch zur Verwendung.
(Reichspostministerium, A.)



Das heilige Feuer von Olympia

Als Einleitung für die Olympischen Hauptspiele im August wird bekanntlich ein riesiger Fackelstaffellauf von der Stätte des klassischen Olympia in Griechenland bis nach Berlin durchgeführt. Die erste Fackel wird an dem heiligen Feuer von Olympia entzündet, und unser Bild heistehend zeigt einige griechische Teilnehmer der Staffel bei einer Probeanzündung.
(Associated Press, A.)

An der Aufmarschstätte der Partei

Die Stadt der Reichsparteitage, Nürnberg, erhält im Zeppelinfeld, das nach den Plänen des Führers durch den Architekten Dipl.-Ing. Speer eine völlige Neugestaltung erfährt, eine imposante Aufmarschstätte. Die Arbeiten sind jetzt so weit gediehen, daß die Bauten in diesem Jahr das erste Mal zur Verwendung gelangen werden. Unter abgebildetes Modell nebenstehend links gewährt einen Blick auf die Haupttribüne.
(Heinrich Hoffmann, A.)

